

XLIV. Anthropologen-Kongress Nürnberg 1913.

Beilage zur Festschrift:

Pädagogik der Tami.

Von G. Bamler.

Ein um die Christianisierung der Südsee-Insulaner sehr verdienstvoller Missionar sagte einmal von einem talentvollen Schüler, der von Kannibalen abstammte und in der Schule noch öfter kannibalistische Anschauungen kundgab: „Der Mensch ist das Produkt seiner Umgebung.“ Man wird ja diesen Ausspruch auf die gesamte Menschheit anwenden können, man muß ihn aber auch, wenn man die Eingebornen gerecht beurteilen will, auf die Naturvölker anwenden. Der Eingeborne, so wie er uns in **friedlichen Verhältnissen** entgegentritt, ist das Produkt seines Stammes mit seinen geltenden Sitten und Gebräuchen.

Der Naturmensch, dem ein schriftlich fixiertes Gesetz und ein Knigge fehlt, hat als Richtschnur und Norm für sein Leben nur einen Kodex: das Herkommen, die Sitte, den Brauch. „Ninggit nen lou kánong síwen báledóle“ = „unsere Vorfahren haben es so gemacht“ — damit ist jede andere Ansicht, jeder neue Brauch einfach totgeschlagen, dagegen kommt nichts Anderes auf. Die Reden und Taten der lou kanong (Alten) ist Norm, sie werden der Jugend als das „unumstößliche, heilige Recht“ eingeprägt, wer dagegen verstößt wird nur dann entschuldigt, wenn er als mboal (geistig unnormale) bekannt ist. Die Bräuche der Alten mögen noch so absurd, noch so unmenschlich, noch so scheußlich sein, sie sind durch das Herkommen geheiligt, ihre Befolgung ist ein Akt der Pietät gegen die Vorfahren. Die größten Scheußlichkeiten vollbringt der Eingeborne mit der größten Gemütsruhe, wenn sie Sitte sind. Auf den kleinen Koralleninseln ist es Sitte sich der überflüssigen Nachkommenschaft durch Kindermord zu entledigen. Ohne das geringste Mitgefühl werden die armen Würmer lebendig begraben und erhält man auf Vorstellungen über ihre Unmenschlichkeit noch die gleichgültige Antwort: „o, die ersticken von selbst.“ Bei den alten Kannibalen von Lae (im Huongolf) war es Sitte, daß der junge Mann, der zum ersten Male einen siegreichen Kriegszug mitgemacht hatte, auf dem Heimwege an einem fließenden Wasser das in das Wasser zerriebene Gehirn mit der Brühe der ins Wasser ausgewundenen Schambinde des erschlagenen Feindes einschlürfen mußte, damit er tapfer würde. So eckelhaft dieser Brauch war, unser Gewährsmann, ein Getaufter und Schüler der Gehilfenschule, erzählte es uns ohne das geringste Zeichen von Abscheu als einen ganz selbstverständlichen Brauch. Die Zuhörer aus anderen Stämmen schüttelten sich, aber: „sing nen lou kánong síwen báledóle“ = „ihre Alten haben es so gemacht“, meinten sie nachher. —

Ein Mann erzählte mir, daß er auf den Admiralitäts-Inseln zugesehen

habe, wie die Eltern ihr neugeborenes Kind schlachteten, in Taroblättern dämpften und aufaßen. Ich kann für die Wahrheit dieses Berichtes nicht bürgen, unmöglich ist es nicht und wer weiß was für Beweggründe (animistische) sie dazu haben! Jedenfalls tun sie es mit dem größten Gleichmut; — ländlich — sittlich! Kein Wunder, wenn man sich die sog. „Wilden“ als zähnefletschende Ungeheuer in Menschengestalt vorstellt, denen man keine einzige gute Regung zutraut. Aber das ist verkehrt. Gebietet das Herkommen Scheußlichkeiten und Verbrechen, so fordert es andererseits auch, daß die Verbrechen nur in ihrem Kreise begangen werden dürfen.

Als ich einem Eingebornen, bei denen freie Liebe ziemlich im Brauch war, gegenüber mein Bedenken äußerte, ob nicht auch weiße Frauen belästigt werden würden, wurde mir nur kurz entgegengehalten: „haben unsere Väter weiße Frauen zu Freundinnen gehabt?“ Desgleichen als die Männer des Dorfes Kumlungan auf Umboi die Ermordung zweier weißer Ansiedler beschlossen, opponierte der eine alte Häuptling: „haben unsere Väter weiße Männer totgeschlagen? sie haben Eingeborne erschlagen, aber keine Weißen und so solls auch bleiben.“ Er drang leider nicht durch; die Habgier der Andern war stärker, die Mörder wurden jedoch von der ganzen übrigen Bevölkerung verurteilt und ihrem Schicksal überlassen.

Ueber die Eingebornen bestehen im Allgemeinen zwei Anschauungen, eine optimistische, meist von Forschern herrührend, und eine pessimistische von den Missionaren und Pflanzern. Der Forscher oder Reisende bleibt gewöhnlich nur kurze Zeit unter den Eingebornen, ihm zeigen sie sich im Lichte harmloser Fröhlichkeit und ihre Gastfreundschaft übertrifft alle Erwartungen, er kann gar kein anderes Urteil abgeben, als daß sie glücklichere Leute sind als die Kulturmenschen; diejenigen Weißen jedoch, die langjährige, wenn nicht lebenslängliche Nachbarn der Eingebornen sind, lernen die Schattenseiten ihres Lebens kennen und fällen ihr Urteil in dementsprechender Weise. Gerechtfertigt beurteilt man die Eingebornen erst dann, wenn man die Volksanschauungen, die sie aus grauem Altertum ihrer steinzeitlichen Geschichte überkommen haben, und die die Grundlage ihrer Erziehung bilden, kennt.

Wenn ich diesen Aufsatz mit: „Pädagogik der Eingebornen“ überschreibe, so kann man mir entgegen, der Titel passe nicht, sei viel zu großartig, man könne ebensogut „Sitten und Bräuche der Eingebornen“ oder „der Charakter der Eingebornen“ darüber schreiben. Mag sein. Um einen Beitrag zur Festschrift gebeten, wollte ich die Gelegenheit wahrnehmen, der Wissenschaft, den Kolonialfreunden und Schriftstellern von Kolonialgeschichten für die Jugend das Leben unserer melanesischen Südseebevölkerung von Deutsch-Neuguinea, wie ich es in einem Vierteljahrhundert kennen gelernt habe, zu schildern.

Man kann seine Erlebnisse und Erfahrungen unter verschiedene Gesichts-

punkte stellen, Belege müssen immer reichlich dabei sein. Und wenn auch über das Thema: „Pädagogik der Eingeboren“ kaum ein Druckbogen voll zu schreiben ist, so dünkt mich doch das Wenige des Wissens wert, zumal das Gros des Publikums bei den Wilden, die vor knapp einem Menschenalter noch in dicker Steinzeit lebten, so etwas wie „Pädagogik“ überhaupt nicht erwartet.

Unsere Südseeinsulaner gehören zu den Naturvölkern, sie leben nach der Natur, es geht bei ihnen alles natürlich zu. Das, was der Mensch mit seinen fünf Sinnen erreichen kann, das erreichen auch unsre Leute, das was geistige Arbeit, Denken und Ueberlegen erfordert, sucht man vergeblich bei ihnen. Sie entwickeln eine gute Beobachtungsgabe in allen Dingen, die mit der Magenfrage zusammenhängen, und werden die Leidenschaften entfacht, dann offenbart der Eingeborne eine Verschlagenheit, gegen die die meisten Weißen nicht aufkommen können. Was aber ins Gebiet des Uebersinnlichen hinübergeht, da gibt sich der Eingeborne keine Mühe mehr, das verlegt er ins Gebiet der Zauberei. Die Tami wissen z. B. sehr gut, daß die Schnelligkeit des Kanus von der Stellung der Spanten (Kniehölzer) abhängt und sie haben meist zwei, drei Männer unter sich, die den Blick für die richtige Stellung der Spanten haben; sie werden auch immer zum Spantensezen gebeten, aber man verläßt sich nicht auf ihre Kunst, sondern vertraut auf den Spruch. So frug mich auch einmal ein Tami, ob ich ihm den Spruch der Weißen, mit dem sie die Spanten ihrer Schiffe besprächen, nicht verraten könne. Man hätte dem Manne die Dampfmaschine zeigen und erklären können, er hätte trotzdem weiter an Zauberei geglaubt.*)

Verlegt der Eingeborne alle übersinnlichen Dinge ins Gebiet der Zauberei, sodaß für ihn weiter nichts zu tun übrig bleibt, als den Zauberspruch herzumurmeln und etwa noch gewisse Fasten zu beobachten, — so sind ihm andere Dinge, die der zivilisierte Mensch für erstrebenswert hält, z. B. Macht, Reichtum, unbekannte Begriffe, weil sich diese mit dem herrschenden Kommunismus nicht vertragen. Die Eigenschaftswörter: arm, reich, mächtig, fehlen in unseren Vokabularien. Aus Obigem ist zu ersehen, daß eine ganze Reihe von Zielen, nach denen der zivilisierte Mensch strebt, aus dem Erziehungsplan der Eingebornen ausscheidet. Der einzig höhere Stand, den der Eingeborne kennt, ist der des Häuptlings und der

*) Anmerkung: Man denkt zu Hause immer, die Eingebornen kämen aus dem Staunen nicht heraus, wenn sie so rätselhafte Dinge der Weissen sehen. Das ist gar nicht der Fall. Wenn heute Oberleutnant Grätz mit seinem Luftschiff über Neu-Guinea hinsegelte, würden unsere Leute lang nicht so aus dem Häuschen geraten, als dies in Deutschland bei den Zeppelifahrten geschah. Sie würden wohl den Finger in den Mund schieben (Zeichen der Verwunderung), zugleich aber auch denken: »Kunststück! wenn wir den Spruch wüssten, flögen wir auch durch die Luft.« (cf. das Märchen von Tumangon, Neuhaus.) Ich spreche NB von den Eingeborenen aus der Zeit von 1890, heute, nachdem sie wissen, dass wir ohne »Spruch« arbeiten, sehen sie unsere technischen Errungenschaften mit ganz anderen Augen an.

unterliegt der Erbfolge. Für den gewöhnlichen Eingebornen ist da also auch nichts zu machen. Ich habe oben gesagt: der Eingeborne ist **Natur-**mensch. Dem Naturmenschen steht der Kulturmensch gegenüber, der ja in vielen Dingen weit besser daran ist, als der Naturmensch, aber auf Kosten eigener und anderer Freiheit. Er herrscht, ist aber von den Verhältnissen, die er sich geschaffen hat, abhängig. Wird er in andere Verhältnisse versetzt, so ist er hilfloser als ein Kind. Der Naturmensch kommt nicht so leicht in Verlegenheit, in verzweifelten Fällen findet er sich zurecht. Darf man es ihm verdenken, wenn er sich stolz: „Mensch“ nennt und sich auch als „Mensch“ fühlt! Und dies „Menschsein“-gefühl wird durch keine einengende Schranken geschmälert, es gibt bei ihm kein Abhängigkeitsverhältnis. Die Frau ist nicht Sklavin ihres Mannes, die Kinder sind die geachteten Glieder der Familie der Mutter und hat man ja einmal einen Fremden (d. h. aus anderer Familie) als Hilfe angenommen, so heißt er nicht Knecht oder Diener, sondern: Sohn. Ich stelle also den Satz auf, der Naturmensch fühlt sich **frei**, er ist geborner „Freiherr“. Es mögen seine Lebensverhältnisse noch so erbärmlich sein, seine tägliche Kost, Kartoffel oder mühsam zusammengesuchte Früchte, Würmer, Schlangen und Ratten, sein Haus oder Zelt ein paar zusammengesteckte Zweige oder eine Höhle, er mag nicht viel besser leben als die Tiere des Waldes — aber er fühlt sich als **freier Mensch**. Dies Gefühl ist ihm nichts Zufälliges, er pflegt es und achtet darauf, daß ihm die Anerkennung als „Mensch“ als „freier Mensch“ nicht versagt bleibt. Hier haben wir den einen Gegenstand der Pädagogik der Eingebornen.

Dem Eingebornen stehen zwei Erziehungsmittel zur Verfügung: die Belehrung und das Vorbild. Die folgenden Ausführungen werden es erklären, warum ich das dritte Erziehungsmittel: die Strafe außer Betracht ließ.

Für „Belehrung“ hat der Tami ein eigenes Wort: pénenau. Was das Wort eigentlich bedeutet ist unbekannt, es wird nur in der einzigen Bedeutung von: „ermahnen“, „belehren“ gebraucht. Da Schulen u.s.w. fehlen, so ist die Belehrung Sache der Eltern und der Onkel (Mutterbrüder), bei Mädchen auch der Tanten (Mutterschwestern), hauptsächlich aber ist es Aufgabe der Mutter. Die Frage: „Du hast wohl keine Mutter gehabt“? an ein ungezogenes Kind gerichtet, bringt dasselbe sofort zu Besinnung. In der Frage liegt: dich hat keine Mutter belehrt? Das Kind ist ja nach bestehendem Mutterrecht Eigentum der Familie der Mutter. Wenn das Kind der Familie Schande macht, fällt die Schande weniger auf die Familie des Vaters als vielmehr auf die der Mutter. Der Vater hat eigentlich auch gar kein Strafrecht. Sind die Ungezogenheiten eines Kindes im Dorfe nicht mehr zu ertragen, so wird es erst den Vettern der Mutter (liwun káwalai) mitgeteilt, diese bringen es vor das Forum der Mutterbrüder (liwun mátagu) und von da aus erfahren es erst die Eltern. Es kommt

nun auf das gegenseitige Verhältnis der Eltern zu einander an, ist das Verhältnis zwischen Mann und Frau ein herzliches, dann übt die ganze Familie (Vater, Mutter und Onkel) das Erziehungsrecht gemeinsam aus, ist das Verhältnis dagegen ein gespanntes, dann überläßt der Mann die Erziehung der Frau, dann sind Weib und Kinder für ihn *lou nen diwi tu pape* = den Leuten ihre Frau mit Kindern. Da kann es selbst vorkommen, daß der eigne Vater das Kind im Geschlecht der Mutter beschimpft, wie jener Tamimann, der eine Maligepfrau geheiratet hatte, seine Söhne auszankte: „Ihr Maligepwildlinge, was habt ihr euch auf Tami mausig zu machen!“

In dem oben ausgesprochenen Satz: der Eingeborne fühlt sich als „Freiherr“, liegt es mit ausgesprochen, daß der Eingeborne etwas auf Anstand und feine Sitten hält. Wir Weißen dürfen den Eingebornen nicht nach seinem Benehmen uns gegenüber beurteilen. Wir merken nichts von seiner Höflichkeit, weil wir seine Anstandsgesetze, die ja in mancher Hinsicht von den unsrigen erheblich abweichen, nicht kennen und daher auch nicht beobachten. Der Eingeborne merkt das natürlich sofort und wendet seine Höflichkeit auch uns gegenüber nicht an. Man muß Zeuge sein, wie sie sich unter sich gegenseitig behandeln, dann wird man an ihrer Grandseigneurnatur nicht mehr zweifeln. Ich kann im Folgenden höchstens eine Probe ihrer Anstandsgesetze geben, dieselben alle aufzuzählen gehört nicht in den Rahmen dieses Aufsatzes, es ist Stoff genug für eine eigene Arbeit für sich. Doch möchte ich gleich die richtigen Grenzen ziehen und erwähnen, daß ihre Höflichkeitskraft nicht sehr weit reicht, daß sie auf keine allzulange Probe gespannt werden darf, und daß man die Grundregel nicht vergißt: Anstand mit Anstand zu vergelten. Der Anstand verbietet z. B., daß man das Eigentumsrecht mit dem egoistischen: „das gehört mir“ behauptet. Wenn ein Gast fragt: „wem gehört das Schwein?“ so antwortet der Besitzer: „das Schwein gehört uns“. Der Mann gebraucht aber bei dem Wörtchen „uns“ nicht die exklusive Form *ninggáilimai* = mir und meiner Familie, sondern die inklusive *ninggitnen* = „dir und mir“. Man möchte fast annehmen, dieses Pronomen *posses. 1. Pers. Plur. incl.* sei extra vom Kommunismus erfunden worden. — Uns = dir und mir. Der Gast weiß natürlich, daß er dies inklusive „Uns“ nicht in Wirklichkeit umsetzen darf. Ich vermute, wenn Seume seinen Spaziergang nach Neu-Guinea ausgedehnt hätte, hätte er das Wort von der „übertünchten Höflichkeit“ nicht allein auf Europa bezogen.

Die Erziehung zur Höflichkeit fängt in der frühesten Jugend an. Man prägt den kleinen Kindern (ob aus systematischen Gründen oder aus Spielerei, ich möchte das nicht entscheiden) schon die Höflichkeitsformeln ein, jedoch nie theoretisch, sondern **immer in der Praxis**. Das Kind muß dem Scheidenden den Abschiedsgruß zurufen: „Du gehst“, es muß ihn

ermahnen, langsam die Treppe hinunterzugehen, oder macht ihn auf Hindernisse aufmerksam, z. B. bück dich, damit du dich nicht an der Türschwelle anstößt u. s. w. In derartigen kleinen Artigkeiten, die nichts kosten, ist der Eingeborne unerschöpflich, während er in Sachen, die einige Anstrengung erfordern, sehr begriffsstutzig sein kann. Statt die ausgetretene Treppe durch eine neue zu ersetzen, läßt er lieber seine Besucher hundertmal zur Vorsicht mahnen. Einmal ist das leichter als einen Balken herbeischleppen und dann, es ist doch schön, wenn der Besucher entzückt über die lebenswürdige Fürsorge des stammelnden Kindes: „geh langsam, daß du nicht fällst“ irgend ein Kompliment sagt. Zum Anstand gehört auch, daß man die Sachen oder Arbeitsleistungen des Nächsten lobt, was natürlich nicht ausschließt, die Sache nachher um so mehr herunterzureißen. Uebertünchte Höflichkeit! Zwei, drei Fische ist eine unzählbare Menge schon, oder ein Fisch von 10 Kilo ist eine Last, die von zwei Mann getragen werden muß. Auf gleicher Linie steht der Brauch, daß man jedem, den man ehren will, den Ehrentitel „sibumtau“ = Häuptling gibt.

Ist man ängstlich bestrebt sich gegen den Nächsten ja nichts zu vergeben, so achtet man doch auch ängstlich darauf, daß einem die ihm gebührende Ehre zukommt. Es wird daher darauf geachtet, bei den Kindern schon das Ehrgefühl zu wecken. Das geschieht bei ihnen dadurch, daß sie die bedeutungsloseste Bemerkung, die ihnen nicht paßt, als Schelte auffassen. „Simboan nggit“ = „sie schimpfen uns“ hört man so oft, daß auch der phlegmatischste Charakter daran glauben muß, man wolle seine Ehre angreifen. Sollte einmal ein Kind in seiner Unschuld ein böses Wort nicht als Rüge auffassen, so wird es sofort eines anderen belehrt. Meistens sind aber die Kleinen gelehrige Schüler, denn der im kleinsten Kinde wohnende Trotz und Eigensinn kommen der Erziehungsmethode der Eltern entgegen. Es entwickelt sich im Eingebornen so etwas, was man bei den oberen Zehntausend als „rassig“ erklärt. Das künstlich gesteigerte Ehrgefühl macht dann allerdings auch vor den eigenen Eltern und Verwandten nicht Halt, man hat oft das Gefühl, als sei das Kind der Herr und die Eltern die Untergebenen. Ich habe erlebt, daß sich ein zwölfjähriges Mädchen aufhängen wollte, weil es von der Mutter gezankt worden war. Das Unvernünftige ist dann, daß man dem Kinde die Ungezogenheit nicht nur durchgehen läßt, sondern auch noch Partei für dasselbe nimmt. Die Folgen dieser Erziehung kann man sich leicht vorstellen. Es ist deswegen für Weiße, die neben Eingebornen wohnen müssen (wie z. B. Missionare) eine sehr schwierige Sache, ihre Kinder vor dem Eigensinn und Ungehorsam zu bewahren. In wenig Tagen geht alle Zucht flöten, wenn weiße Kinder mit Kindern der Eingebornen zusammenkommen. Und die Kinder sind auch kaum von den Eingebornen wegzubekommen, denn sie merken sehr wohl, daß ihnen der Eingeborne allen freien Willen läßt und sie womöglich gegen die

Eltern noch in Schutz nimmt. Ein Herr hatte seinerzeit seine Familie hier außen in der Kolonie. Seine zwei Bübchen waren vom frühen Morgen bis zum späten Abend bei den Eingebornen, die Mutter verlor die Herrschaft über sie. Wenn dann der Vater heimkam (er war Seemann), gabs Klagen und Strafen. Den Eingebornen blieb das nicht verborgen und entrüstet erklärten sie: wenn der Weiße nichts anderes kann als seine Kinder schlagen, dann soll er lieber ganz wegbleiben. Und ein Missionarsbübchen erklärte den ihn bemitleidenden Eingebornen: der H. (er meinte seinen Vater) ist ein ganz schlechter Kerl, er haut euch und mich. Solche Histörchen kann wohl jeder Weiße, der in ähnlicher Lage ist, ein paar mitteilen und hier liegt auch die große Gefahr für die Mischlinge. Das lebhaftere Temperament des Vaters, die heillose Zucht der Mutter zeitigt böse Früchte.

In einer Hinsicht hat die Empfindsamkeit der Eingebornen etwas Gutes, man braucht ihnen nicht gleich mit dem Stock kommen, es genügt oft ein Tadel oder etwas Spott, manchmal schon ein scharfer Blick. Diesem Umstand ist es wohl auch zuzuschreiben, daß das öffentliche Leben der Eingebornen verhältnismäßig ruhig und geordnet verläuft. Ohne die Eingebornen besonders herausstreichen zu wollen, muß doch gesagt werden, daß die Lebens- und Eigentumssicherheit unter ihnen größer ist als in Deutschland.

Wird das Kind größer und vernünftiger, dann wächst das Ehrgefühl von selbst, es entwickelt sich so stark, daß der Eingeborne bei Verletzung desselben zu allem fähig ist. Sie selbst hüten sich daher auch den Andern zu beschämen (mimian) = sein Ehrgefühl zu verletzen. Ist der Eingeborne in der Lage sich zu rächen, dann tut er es, denn es geht auch hier: Auge um Auge, Zahn um Zahn, doch das können meist nur sehr angesehene Leute mit Anhang. Gebräuchlicher ist das Verhexen, entweder Tod, Krankheit, Viehseuche oder Mißwachs. Kann man sich aber nicht rächen, dann läßt man sich an einem andern Ort nieder. Daher kommt es so oft vor, daß die Leute verziehen. Diejenigen Anwerbeschiffe, die gerade nach einem Skandal im Dorf auf der Bildfläche erscheinen, machen gewöhnlich gute Geschäfte, was sich beleidigt fühlt läßt sich anwerben. Bleibt dem Eingebornen aber gar kein Ausweg, dann läßt er sich ruhig totschiessen. Der Weiße legt diese Haltung des Eingebornen oft für Widerspenstigkeit, für Frechheit aus und straft nur um so schärfer. Das ist aber völlig verkehrt und kommt nur davon, daß man den Eingebornen nicht höher als ein Tier einschätzt. Hat der Eingeborne Strafe verdient, dann läßt er sich strafen und trägt es auch nicht nach (Strafe und Vergehen muß natürlich im Verhältnis zu einander stehen), weiß der Eingeborne dagegen nicht, warum er gescholten oder geschlagen wird, dann kommt die „Rasse“ bei ihm zum Vorschein. Bevor er etwas tut, was ihn zum

Gespött der Andern macht, läßt er lieber alles über sich ergehen, aber — er rächt sich. Man tut da besser, wenn man in solchen Fällen ein Auge zudrückt. Ich erinnere mich aus meiner Anfangszeit, daß ich den Tami, um ihnen meine guten Absichten gegen sie zu zeigen, manche Freiheiten gewährte, sie z. B. ins Zimmer ließ. Meine Gutmütigkeit legten sie als Schwäche aus und so nahmen sie sich mehr Freiheiten heraus, setzten sich auf Stühle, betasteten alles, zerbrachen dabei Sachen, zwangen mich schließlich, ihnen die Tür zu weisen. Das hatten sie nicht erwartet und „hinauswerfen“ ist eine Sache, die auch ihnen auf die Nerven fällt, besonders wenn Zeugen dabei sind. Sie gingen daher nie gleich fort, drückten sich erst noch etwas herum, ältere Leute, die sich noch mehr schämten, fuhren sogar fort Sachen noch weiter zu betasten, um dann auf einmal zu verschwinden. Solange ich ihr Empfinden nicht kannte, hätte ich gerne manchmal mit dem Stock nachgeholfen, denn ich sah in ihrem Benehmen nur Frechheit; heute weiß ich, daß sie ihren Rückzug verschleiern wollten und sage mir, ich selbst war daran schuld, daß es so weit kam. Hätte ich in jenen Fällen nach ihrer Sitte korrekt verfahren wollen, dann hätte ich selber aus dem Zimmer gehen und den unliebsamen Besuch einladen müssen: „komm wir wollen auf die Veranda gehen.“ In der Folgezeit habe ich mich dann nach ihrer Sitte gerichtet: kam ein Mann, dann ließ ich ihm eine Matte auf den Fußboden breiten, lud ihn ein darauf Platz zu nehmen und damit war er festgenagelt. Er konnte die Matte nur auf besondere Einladung von mir verlassen, oder er wollte überhaupt fortgehen. Da ich am Schlusse noch einige Worte über dies Thema niederschreiben möchte, gehe ich jetzt zu dem wichtigen Kapitel vom **Gehorsam und Achtung gegen die Eltern** über.

So sehr man darauf achtet, daß das Kind die gesellschaftlichen Anforderungen erfüllt, so wenig achtet man auf Ehrerbietung den Eltern gegenüber. **Die Eltern haben den Kindern gegenüber gar keine Autorität**, man hat oft den Eindruck als ob die Kinder die Herren wären. Dieser Mangel an Zucht hat seinen Grund einmal in der übertrieben hohen Einschätzung des Kindes als Mensch, zweitens in der Unfähigkeit des Eingebornen ein Ziel bewußt zu verfolgen und endlich in dem natürlichen Mitgefühl, das man mit dem Missetäter hat.

Die hohe Einschätzung des Kindes ist da am ärgsten, wo man aus Nahrungssorgen, Faulheit oder Furcht, der Mann könnte in der langen Zeit während der Schwangerschaft und des Stillens mit andern Frauen Verkehr anknüpfen, die Vermehrung der Familie durch Abortion oder Kindermord verhindert. Das ist zumeist auf den kleinen Inseln der Fall, wo ja in der Tat Schmalhans Küchenmeister ist (aus Mangel an Feldfrüchten), wo es mehr Fleisch- (Fische, Muscheln) und Fettnahrung (Kokosnüsse) gibt, was scheinbar in Verbindung mit dem süßen Nichtstun (auf diesen Inseln fehlt Feldbau meist ganz) mehr Geschlechtslust hervorruft. Unter diesen Natur-

völkchen haben wir den Malthusianismus in ausgeprägteste Form: ein Knabe, der an des Vaters Stelle, und ein Mädchen, das an der Mutter Stelle tritt.

Während sie mit einer Gefühlsrohheit sondergleichen kleine Kinder ums Leben bringen, haben sie für das zum Leben bestimmte Kind eine Fürsorge, die oft ans Lächerliche grenzt. Zehnjährige Kinder werden von den Eltern noch huckepack herumgetragen, lediglich aus Zärtlichkeitsbedürfnis, ist ein Kind etwas unwohl oder hat es sich eine kleine Verletzung zugezogen, sind die Eltern voller Angst und Sorge, das Kind könnte sterben. Ich kenne einen Mann, der stimmte den Totengesang an, als sein Söhnchen sich beim Holzspalten eine kleine Hautverletzung zuzog. Bei ganz kleinen Kindern spielen animistische Vorstellungen mit herein, die manche Handlung wohl verständlich machen, vom pädagogischen Standpunkt aus aber ganz verwerflich sind. Die große Aengstlichkeit um das Wohl der Säuglinge hat ihren Grund wohl in den Kinderkrankheiten und Kindersterblichkeit, nur daß der Eingeborne nicht mit körperlichen Erkrankungen rechnet, sondern alles von der „Seele“ oder wie man neuerdings sagt: vom „Seelenstoff“ abhängig macht.*)

Die Seele (lange Seele) ist selbst beim Erwachsenen etwas Flatterhaftes, Vagabundenartiges, noch gefährlicher ist sie beim neugeborenen Kind. Sie haftet noch nicht am Kinde und hängt sich gerne an Personen und Gegenstände der Umgebung. Sie kann daher sehr leicht verschleppt werden (cf. Neuhaus) und deswegen die grosse Aengstlichkeit der Leute in der Pflege des Neugeborenen. Die Mutter, sie wird von der Geburt des Kindes an miyoum = Pflegerin genannt, ist aller andern Arbeit entbunden, von früh bis nachts sitzt sie da mit dem Kind auf dem Schooß und träumt. Das dauert 6—8 Monate, bis eben das Kind geistig so weit entwickelt ist, daß ein Verlieren der Seele nicht mehr zu befürchten ist. Das Kind ist nun ein „Mensch“, ein vernunftbegabtes, bewusstes Wesen. Die Mutter wäre ja nun für die Arbeit frei, aber der kleine „Mensch“ ist unterdessen so gründlich verzogen, daß er auch fernerhin Zeit und Kraft der Mutter fast vollauf in Anspruch nimmt. Wer selbst Kinder hat, weiß was für Tyrannen diese kleinen „Menschen“ werden können. Daß der Eingeborne ein Kind aus diesem Stadium heraus durch systematisches

*) Der Ausdruck »Seelenstoff« gefällt mir nicht. Es mag sein, dass sich der Ausdruck bei andern Völkern mit dem, was man damit bezeichnen will besser deckt, hier ist das nicht der Fall. Die Eingebornen sprechen von zwei »Seelen« (kalungiu) von der »kurzen« und von der »langen«. Die äussere Erscheinung der »langen Seele« ist der Schatten, sie verlässt den Sterbenden zuerst, während die »kurze Seele« den Leichnam erst bei beginnender Verwesung verlässt. Nach allen Beschreibungen stellt sich der Eingeborne unter »langer Seele« das vor, was wir »Bewusstsein« nennen. Im Traume, bei Ohnmachten verlässt die »lange Seele« den Körper; Ohnmacht (auch die Narkose) nennt er Tod. Es ist also die »lange Seele« das Lebengebende. Die »kurze Seele« ist das, was in das »Seelenheim«, »Geisterreich« zurückgeht; ihre Bedeutung im Körper ist noch ganz unklar. Es gibt leider keinen Eingebornen, der über diese Fragen klaren Aufschluss geben könnte; ihre Vorstellungen über diese Fragen können nur Grund ihrer verschiedenen Aussagen und Bezeichnungen durch Reflexion gewonnen werden.

Erziehen zu einem braven Kinde bringt, ist ausgeschlossen. Ein kleines Kind schlagen ist ihm Grausamkeit und tage- oder gar wochenlang den Kampf mit dem Eigenwillen des Kindes aufnehmen ist nicht seine Art. Er kann nicht gegen den Strom schwimmen, er läßt sich treiben wohin das Wasser ihn mitnimmt. Ganz besonders groß ist die Verwöhnung der Erstgeborenen, gleichviel ob Knabe oder Mädchen. Ich kann nicht sagen worauf sich diese Ueberschätzung des tútu (erstgeborener Sohn) und der mō (erstgeborene Tochter) zurückführen läßt, bei den rein melanesischen Stämmen auf der Brücke zwischen Neu Guinea und Neu Pommern ist sie allgemein. Sie gipfelt vor allem darin, daß für das erstgeborene Kind eine ganze Reihe von Festlichkeiten gemacht werden muß und daß das Kind von jeglicher Arbeit entbunden ist. Diese Festessen scheinen eine Art Einkaufssumme um das Bürgerrecht oder um das Recht einer angesehenen Stellung im Dorfe zu sein, so wie man auch den Toten Speisen und Wert-sachen mitgibt, damit sie sich im Geisterreich einkaufen können. Haben die Eltern das resp. die durch die Sitte vorgeschriebenen Festessen unterlassen, so heißt es nachher höhnisch: „Haben wir sein Festessen gegessen?“

Diese Festessen spielen ja bei der Erziehung weiter keine Rolle, wohl aber der Brauch, daß die Kronensöhne und -töchter von aller Arbeit entbunden sein sollen. Läßt es sich die Mutter vielleicht doch einmal einfallen das Kind etwa nach Seewasser (an Stelle von Salz gebraucht) zu schicken, so läuft das ganze Dorf und schöpft der Mutter sämtliche Gefäße im Hause voll Seewasser, oder was noch schärfer ist, die ganze Gesellschaft säuft sich den Bauch voll Seewasser. Entweder müssen die Leute mit Geschenken abgefertigt werden, oder es muß ein Festessen gegeben werden. Die Sache ist auf jeden Fall ein teurer Spaß. Erst wenn das Kind erwachsen ist und freiwillig arbeitet, kann es eine Hilfe für seine Eltern werden. Dieser Zeitpunkt tritt unter Umständen spät genug ein. Die nachfolgenden Kinder (kámong = nachgeborene Söhne, und āng = nachgeborene Töchter) genießen diese Bevorzugung nicht mehr, aber die Ausnützung ihrer Kraft ist meist auch gleich Null. Da das Kind vom ersten Tag seines Lebens an immer seinen Willen erfüllt bekommen hat, so ist ihm Gehorsamspflicht etwas völlig unbekanntes. Wenn das Kind keine Lust hat, sagt es einfach: „ich mag nicht“ oder „tu's selber“, genau so wie es in Deutschland Spielkameraden untereinander tun. Und die Eltern? — geben sich mit dem Bescheid zufrieden. Sind die Kinder noch klein, entschuldigt man sie, sind sie schon größer, dann ärgert man sich wohl und zankt, aber von Strafen ist keine Rede. Wollte aber einmal ein Mann seinem Sohne die Pflicht des Gehorsams schlagend beweisen, dann läuft der Lausbub zum Onkel und findet da meist Schutz und Parteinahme. Es sind wenig Männer, die so rechtlich denken, daß

sie den klagenden Neffen oder Nichte mit den Worten: „du glaubst wohl dein Vater plagt sich um dich umsonst?“ wieder heimschicken.

Beim Erziehungswesen der Eingebornen muß man sich das vor Augen halten: **der Eingeborne kennt keine Not.** Es gibt wohl hie und da eine kleine Hungersnot, aber auch da kann sich der Eingeborne noch helfen, er nimmt dann mit geringeren Naturprodukten vorlieb, schnallt sich den Gürtel enger und liegt den ganzen Tag umher. Ist aber die Witterung nur einigermaßen günstig, dann leidet er bei seiner Genügsamkeit keine Not. Anstrengende Arbeit kennt der Eingeborne nicht, er betreibt alle Arbeit als **Spielerei**. So wenig in Europa bei einem Mann von 12,000 Mk. jährlichem Einkommen von Arbeit die Rede ist, so wenig solch ein Mann auf die Arbeit seiner Kinder reflektieren muß, so wenig denkt der Eingeborne für sich und seine Kinder an Arbeit. Sind größere Arbeiten zu verrichten, dann tut man das gemeinschaftlich, es ist so mehr Spaß dabei, als wenn man sich einzeln abplagt. Bei solchen Arbeiten hilft auch die hoffnungsvolle Jugend mit, gibt es dagegen Einzelleistungen, dann versagt der Sohn. Keine Regel ohne Ausnahme, es gibt hie und da auch fleißige Kinder und man weiß sie zu schätzen. Ein fleißiges Mädchen sichert man sich schon in früher Jugend als Schwiegertochter. Doch darf man solche Ausnahmen nicht als Frucht einer sorgfältigen Erziehung ansehen, es ist vielmehr natürliche Veranlagung.

Ein böser Begriff im Wortschatz des Eingebornen ist das Wort *gúlinating* = „keine Lust haben, überdrüssig sein“. Die Unlust zur Arbeit scheint ihm eine Art Krankheit zu sein. Wenn einer, der zur Arbeit aufgefordert wird, erklärt: „*gúlingting* = ich hab' keine Lust“, so nimmt man das mit derselben Ruhe hin, wie wenn der Betreffende sagte: ich habe Kopfweg. Ich frug einmal ältere Burschen, wie ihre Alten diese Erkrankung „Unlust“ auffaßten, ob sie nicht böse würden. Da sagten sie zu mir: „nein, wenn einer keine Lust zur Arbeit hat, wird er nicht dazu gezwungen, denn es könnte nur zu leicht passieren, daß der Betreffende sich verletzt (z. B. mit dem Beil hackt) und dann wird der Arbeitgeber dafür verantwortlich gemacht“. Also man läßt ihn laufen. Ein brauchbareres Wort und Begriff als dies *gúlinating* hätten die Papua nicht erfinden können. Sie haben noch ein paar solche Wörter, die ihre Arbeitsweise trefflich illustrieren. Wenn eine Sache nicht aufs erste Mal gelingt, dann heißt es: *táwen súluma* = wir arbeiten vergeblich. Man probiert allenfalls noch ein zweites Mal, geht es auch da nicht, dann läßt man's liegen, selbst wenn Verluste damit verbunden sind. Dieses *súluma* = „vergeblich“ hört man auch bei der Erziehung nur zu oft. Will ein Kind das *pénau* auf's zweite und dritte Mal hin nicht merken, dann heißt es: *tala pénau súluma* = wir ermahnen es vergeblich.

Die Tami haben als besonderen Industriezweig das Muldenhauen

und Kanubau. Es sorgt aber kein einziger Vater dafür, daß der Sohn das gleiche Geschäft lerne, sie überlassen alles der natürlichen Begabung, dem eigenen Trieb. Die Hauptbeschäftigung der kleinen Jungen ist mit Bogen und Speer auf die Fischjagd gehen, zum Vergnügen natürlich, denn ob sie etwas heimbringen oder nicht ist gleichgiltig. Etwa vom 15. Jahre an fängt der Junge dann an sich in Schnitzereien (meist an den bekannten Kokosnußschalen) zu üben. Unterricht wird nicht gegeben, man überläßt alles der eigenen Geschicklichkeit des Jungen. Wenn man zusieht, mit welcher Geschicklichkeit die jungen Burschen die Sachen anfassen, dann muß man sich sagen: in den Leuten steckt Talent, schade, daß es nicht weiter ausgebildet werden kann. Beim Muldenhauen wird etwas systematischer verfahren, jedoch wahrscheinlich weniger wegen der Schulung, als vielmehr weil das Holzmaterial schwierig zu beschaffen ist. Der Lehrling bekommt zuerst nur die Holzklöße um sie aus dem Rohen zu behauen. Erst wenn er den Dixel sicher handhabt und die Stärke der Wand richtig beurteilen kann überläßt man ihm die Feinarbeit. Es vergehen darüber jedoch meist Jahre. Ebenso verfährt man beim Aushöhlen der Kanu. Mit ungeschickten Jungen gibt man sich nicht die geringste Mühe, sie sind ohne weiteres von diesen Arbeiten dispensiert, man sagt höchstens: er ist ein Tepp. Dank der Gutmütigkeit und des Mitleids der Verwandten findet auch er immer noch sein Durchkommen; eine gute Seite des Kommunismus.

Dadurch, daß auf allen Erzeugnissen der Eingebornen das Monopol liegt, wird die Kraft und Geschicklichkeit vieler Eingeborner unterbunden. Das alte Recht, daß man die Manufaktur anderer Leute und Stämme nicht nachmachen darf, liegt so sehr im Eingebornen, daß er nicht einmal den Versuch macht einen andern Berufszweig zu ergreifen.

Die Erziehung des Eingebornen findet ihren Abschluß in der Zeit, in der die Pubertätsweihe vorgenommen wird. Ueber dies Thema ist in dem Neuhaus'schen Werke ausführlich geschrieben, sodaß ich mir die Wiederholung hier ersparen kann. Nur das möchte ich nochmals hervorheben, daß diese Zeremonien mit dem balum oder kani ursprünglich nichts anderes als die Pubertätsweihe war. Heute kann man ja diesen Brauch der Beschneidung nicht mehr Pubertätsweihe nennen, denn es wurden Leute, die weit über die Entwicklungsjahre hinaus waren, als auch kleine Kinder, die noch 10 Jahre bis zu dem Zeitpunkte hin hatten, beschnitten. Die Zeit der Vorbereitung zur Beschneidung sowohl als zur Rückkehr ins Dorf nahm Monate in Anspruch und diese Zeit wurde dazu benützt, den Kindern nochmal alle pénenau-Ermahnungen, Gebote einzuprägen. Das geschah in diesem Falle mehr von Seiten der Onkel; ein älterer Mann hielt den Vortrag und die andern Alten stimmten ihm bei. Diese Gebote entsprachen den mosaischen Geboten der zweiten Tafel. Als Hauptgebot

galt jedoch das Gebot der Gastfreundschaft. Dies Gebot wurde der Jugend von Kindesbeinen an vorbildlich und belehrend eingepägt, wurde ihnen zur sagu-Zeit (sagu = Beschneidungskandidat) ans Herz gelegt und wurde am Tage der Weihe nochmal öffentlich mit dem kani-Symbol (dem kani-Schwirrbrett) sinnbildlich zum Ausdruck gebracht. Wenn der sagu die kani defiliert hat, erhält er vom Häuptling mit dem kani einem leichten Schlag gegen das Kinn und auf die Stirne. Der Schlag gegen das Kinn bedeutet: rede das kani-Geheimnis nicht aus, der Schlag auf die Stirn: laß deine Augen offenstehen, daß du deine Gäste kommen siehst. Und in der Tat, das was die Eingebornen im Huongolf an Gastfreundschaft leisten ist nur aller Anerkennung wert. Sie haben wirklich offene Augen für ankommende Gäste und lassen es in der Bewirtung an nichts fehlen. Man merkt das erst so recht, wenn man in andere Gegenden kommt, wo die schöne Sitte der Gastfreundschaft nicht so ausgeprägt ist. Bei den Eingebornen im Huongolf möchte man oft sogar etwas mehr Nüchternheit im Umgang mit den Gästen wünschen, es kommt einem Manches gemacht vor, auf jeden Fall erschöpften sie sich sehr bald.

Auch die Mädchen haben eine Pubertätsweihe, jedoch ohne operative Eingriffe analog der Beschneidung. Sie bringen auch einige Monate in einem abgeschlossenen Hause zu und empfangen während der Zeit Belehrungen.

Wie schon oben erwähnt umfassen die pénenau so ziemlich den Inhalt des mosaischen Gesetzes, natürlich in anderer Fassung. Das 5. Gebot lautet: deine Hand greife nicht schnell nach dem Speer, das sechste: stell dich nicht unter anderer Leute Häuser = sei nicht Hausfreund. Die Gebote sind gut, wenn die Eingebornen darnach lebten wären sie tadellos. Das Gebot, das am meisten übertreten wird, ist das Gebot des Gehorsams gegen die Eltern. Doch da steht, wie oben schon ausgeführt, die Praxis der Theorie gegenüber, die Eltern selber erziehen ihre Kinder zur Unfolgsamkeit dadurch, daß sie ihnen zu viel Recht geben. Es war für uns ein seltsamer Anblick, wenn im Kreise der Alten Knaben von 10—15 Jahren saßen, denen genau so viel Aufmerksamkeit und Achtung geschenkt wurde wie den Alten selbst. Die Jungen taten auch gar nicht als ob zwischen ihnen und den Alten ein Unterschied wäre, sie kopierten die Alten so getreulich als möglich, sprachen mit den Alten und wurden angehört, als ob ein Alter spräche und wenn Essen ausgeteilt wurde, so empfingen sie ihre Portionen genau so wie ein Alter, womöglich noch reichlicher. Ich kann mich ja heute nicht mehr erinnern, in welcher Eigenschaft diese Knaben mit im Kreise der Alten saßen, ob lediglich als Begleiter ihrer Väter oder ob als Vertreter. Waren sie Vertreter von Verstorbenen, dann war man um so mehr darauf bedacht sie zu ehren, da man die Rache ihrer verstorbenen Angehörigen fürchtete, waren sie Vertreter ihres Onkels (die

Onkel sandten gerne ihre Neffen als Vertreter) dann wurde ihnen derer Ehre zu Teil. Diese Handlungsweise der Eingebornen läßt sich nach diesem ja erklären, aber erzieherisch war sie nicht klug, die Jungen mußten sich als Herren fühlen. Das taten sie denn auch. Dem Leben gewannen sie nur die angenehmsten Seiten ab, mit Schmücken, Tanzen und Flirten füllten sie die meiste Zeit ihrer Jugend aus. Ganz besonders wurde das Tanzen gepflegt, denn durch schneidiges, flottes Tanzen hat sich schon manch Einer das Herz einer Jungfrau oder einer mit ihrem Ehemann unzufriedenen jungen Frau ertanzt. Hatte es der Gigerl nicht gerade auf ein Weib abgesehen, dann verlangte ihm doch nach dem Lorbeerkrantz, hier ein Crotonzweig. Daß nach den halb- oder ganz durchtanzten Nächten von Arbeit nicht viel die Rede war, ist ohne Weiteres klar, blieb am Tag freie Zeit übrig, dann widmete man sich der Körperpflege. Der Eingeborne kann wie die Modedame Stunden vor dem Spiegel zubringen mit Bemalen des Gesichtes und Auseinanderzausen seiner Wollhaare. Eine Hauptaufgabe für den Gigerl ist auch das Honneur machen den Gästen gegenüber (da die männlichen Gäste im öffentlichen Dorfhouse logierten, so waren sie dadurch immer Gäste des ganzen Dorfes). Gäste unterhalten ist eine leichtere Arbeit als Feldebrennen und Zaunbinden und ist zudem eine ehrenvolle Beschäftigung. Daß der Vater viele Arbeiten allein machen muß, das macht nichts aus, bei unserem Naturvolk gilt eben nicht der Elternwille, sondern der Kindeswille. Frl. Ellen Key würde in dieser Richtung hier interessante Studien machen können und würde wohl erstaunt sein wie die allmodernsten Kulturbestrebungen sich mit der Natur berühren. Ob das Verhältnis zwischen erwachsenen Kindern und den Eltern hier nach dieser Richtung besser ist als in Europa, das möchte ich sehr bezweifeln. Der Punkt wo Kinderwille und Elternwille in der Heimat oft sehr unangenehm zusammenstoßen ist Heirat, das ist aber hier gerade so und meist behält der Kindeswille den Sieg. Im Uebrigen kann man ja nicht sagen, daß die Alten vernachlässigt würden; man läßt ihnen zukommen was sie brauchen, man muß aber auch das im Auge behalten, daß die Alten keine Ansprüche machen. Es ist auf jeden Fall bezeichnend, daß man in den Märchen der Großmutter immer nur die Knochen zum Abnagen zuteilt. Es ist das hier bei den Eingebornen genau so wie in aller Welt, noble Charaktere behandeln ihre Eltern mit Zuvorkommenheit, es gibt aber auch schofle Naturen, die sich nichts draus machen, wenn die hilflosen Eltern hungern.

Vollständig herzlos ist der Eingeborne fremder Not gegenüber, da versagt auch sein Mitleidigkeitsgefühl. Junge kräftige Leute können ruhig zusehen, wie alte Männer sich plagen, es kommt ihnen nicht in den Sinn zu sagen: „komm, ich will dir helfen“. Eher haben sie noch ihren Spaß an den vergeblichen Versuchen. Sie lassen Kranke in ihren Qualen liegen

und Fremdlinge waren in Gefahr als verkappte böse Geister totgeschlagen zu werden. Auch Schlachtieren können sie ohne Gefühlsregung die größten Schmerzen bereiten, es war ihnen unbegreiflich, wenn der Weiße sich über den Hund, der erst beim Sengen verstarb, aufregte.

Ebenso kommt ihre rohe Natur beim Krieg zum Vorschein; Pardon geben kennen sie nicht und Rücksicht nehmen auf Frauen und Kinder ist ihnen etwas völlig Fremdes. Bei den sog. Wilden erwartet man es ja gar nicht anders, es frappiert aber, wenn man sonst ihre Rührseligkeit immer und immer wieder zu sehen bekommt. Sie bemitleiden die Arbeiter bei den Weißen, weil sie immer arbeiten müssen, sie bemitleiden unsere (weißen) Kinder, wenn sie gestraft werden müssen, sie bemitleiden das Vieh, indem sie ihre Schweine nie schlagen, sondern immer nur scheuchen, und doch haben sie Zeiten, wo das Mitleid spurlos weggewischt ist. Das was bei ihnen das Tier erweckt ist der Zorn und die Rachsucht. Während es kaum ein Eingeborner fertig bringt seinem Kinde den wohlverdienten Schlag zu geben, wenn er in Wut gerät kann er es halb tot schlagen. Ueber die Rachsucht ist nicht not zu schreiben. Mag man der Humanität der Eingebornen seine Anerkennung nicht versagen können, die rechte Humanität ist es nicht. Und außerdem möchte ich noch nachdrücklich bemerken: fordert die Humanität besondere Anstrengung, dann versagt sie auch sehr schnell.

Ich hätte nun noch zwei Punkte zu betrachten, Erziehung in der Moral und Erziehung dem Besitz des Nächsten gegenüber.

Die Moral der Melanesier steht in verhältnismäßig gutem Ruf. Doch man beurteilt die Moral der Eingebornen meist nach dem Verhalten der Weiblichkeit den Fremden gegenüber. So ist es auch hier. Unter den Eingebornen selbst ist es mit der Moral nicht allzuweit her; das geht schon daraus hervor, daß jeder Mann seine bestimmten Freundinnen hatte (meist 2—3) und umgekehrt auch jede Frau 2—3 Freunde. Die Tami trieben es scheinbar am stärksten und doch würde es keiner Tamifrau eingefallen sein, sich einem Fremden hinzugeben. Ich glaube aber nicht, daß ihre Sittlichkeit sie vor dem Verkehr mit Fremden zurückhielt, sondern die Furcht vor dem Fremden. Bei aller Freundlichkeit gegen den Fremden wird der Fremde dem Eingebornen erst dann Freund, wenn er seine Sprache spricht. Bei den Frauen ist das noch mehr der Fall; auf Umboi dauerte es z. B. über ein Jahr, bis die Frauen zu mir so weit Zutrauen faßten, daß sie nicht mehr in den Wald flüchteten, wenn ich ihnen begegnete.

Wenn man über die Moral der Tami und ihrer Nachbarn auf dem Festland schreiben soll, dann möchte man auch hier den Vers: „Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust“ oben darübersetzen. Auf der einen Seite steht das pénenau: stelle dich nicht unter anderer Leute Häuser, auf der andern Seite betrachtet man es als selbstverständlich, daß man,

wenn man zufällig mit einer Frau ungesehen zusammentrifft, dieselbe „genießt“. („Freund“ heißt „Genußmann“, „Freundin“ = „Genußfrau“.) Man sieht es als selbstverständlich an, aber ein Lob ist es deswegen nicht. Derjenige Mann, der eine Frau ungeschoren vorbeigehen lassen kann, ist höher angesehen, als der Andere. Man entschuldigt einen sparsamen Verkehr unter den Genußleuten, Don Juans mußten gewärtig sein, daß ein Haberfeldtreiben nach papuanischer Art gegen sie veranstaltet wird. Traf ein Mann seinen Nebenbuhler im eignen Haus an, dann hatte er das Recht ihn zu töten. Die alten Tami hatten deswegen auch für ihre Frauen strenge Vorschriften, es durfte keine Frau allein ausgehen, zum Mindesten mußte ein Kind bei ihr sein, sich im Dorf Begegnende sollten mit niedergeschlagenen Augen aneinander vorübergehen, wenn Mann und Frau mit einander sprachen, mußte so laut gesprochen werden, daß auch andere Leute es verstehen konnten. Strenger konnten die Vorschriften kaum sein, wollte man ihre Moralität darnach beurteilen, dann könnte man ihnen ein gutes Zeugnis ausstellen. Aber die pénenau sind auch nur dazu da, um in gegebenen Skandal-Augenblicken auf Paragraph soundsoviel hinweisen zu können, sonst wird kein Ernst damit gemacht.

Mit einem Eingebornen über seinen Verkehr mit seinem Weibe zu sprechen gilt als höchst unschicklich, dagegen macht er ohne weiteres Mitteilungen über den Verkehr mit seiner Genußfrau. Der Verkehr der Ehegatten ist nach dieser Seite hin geradezu vorbildlich; die Sitte schreibt vor, daß der Mann oft im Dorfhaus schläft. Alles was mit dem Werden des Menschen zusammenhängt ist dem Eingebornen natürlich und er spricht völlig ungeniert darüber. Storchgeschichten kennt er nicht, jedes kleine Kind kennt seinen Ursprung. Dieses Wissen ist aber dem Kinde keine sittliche Gefahr, es ist ihm so etwas Natürliches wie das Keimen der Pflanze. Dem Eingebornen ist auch der Anblick eines bloß mit einer Schürze bekleideten Frauenkörpers durchaus nicht sinnverwirrend. Er schätzt wohl eine normal entwickelte Gestalt, ob ein Mädchen aber eine gut oder schlecht entwickelte Büste hat, ist ihm sehr gleichgültig. Sein Schönheitsideal liegt in der Nase (Judennase) und in möglichst weit auseinandergezerrten Ohrläppchen. Erst wenn sich der Bursch und die Maid schmücken mit Armringen und in diese eingesteckte Riechsträußchen (deren Parfüm für europäische Nasen manchmal geradezu beleidigend ist) oder bunte Blätter, wenn dicke Perlenstränge Hals und Brust bedecken, ein Nasenpflock von 10 cm Länge (0,5 cm dick) das Gesicht durchschneidet u. s. w., erst dann empfängt das Auge Reize, die das Blut erhizen. Deswegen kommen auch bei den Eingebornen bei den Tänzen die meisten Lumpereien vor. Der Bursch ist von der Anmut der Maid entzückt, die Maid bewundert die Gewandheit und Eleganz des Tänzers, — bei dem

allgemeinen Trubel, wo jede Kontrolle fehlt, ist es ein Leichtes zu verschwinden.

Eine abscheuliche Unsitte war bei den Tami das Schimpfen in den unflätigsten Ausdrücken. Mancher Tami, gleichviel Mann oder Frau, konnte den Mund nicht aufmachen ohne daß ihm ein solches Wort entfuhr. Wohl — sie gebrauchen die Worte gedankenlos, manche kannten die Bedeutung der Worte gar nicht, aber es ist trotzdem ein Zeichen sittlicher Verrohung, wenn solche Ausdrücke nur aufkommen können:

tin bi kiki = seiner (oder ihrer) Mutter Scham, tin bi limboai = seiner (oder ihrer) Mutter Scheide, tin nggiau = seiner (oder ihrer) Mutter Arsch. Arsch ist hier ein etwas noblerer Ausdruck für „Scham“. tin nggian dag = seiner (oder ihrer) Mutter Arschdreck. Besonders schimpflicher Ausdruck. Dieser Ausdruck beleuchtet den Sinn der andern. tinabi: Abkürzung von tin bi kiki, sehr häufig im lobenden Sinn gebraucht, auch von Sachen, z. B. tinabi gau kakanong = das Kanu fährt sehr gut.

Diese ganzen Ausführungen über Moral gehören ja eigentlich nicht in den Rahmen dieses Aufsatzes, sie erleichtern aber das Verständnis dessen, was über die Erziehung zur Sittlichkeit zu sagen ist. Entsprechend ihrer Anlage zur Sinnlichkeit gefallen sich die älteren Weiber, denen meist die Pflege des heranwachsenden Kindes obliegt, darin, mit den Geschlechtsteilen der kleinen Kinder zu spielen. Manchen ist es eine Wollust kleine beiderlei Geschlechts in die Coitusstellung zusammenzubringen, und tun es die Kinder dann 1—2 Jahre später selbständig, dann ist es ein Spaß ohne gleichen. Geschlechtliche Dinge werden ohne die geringste Zurückhaltung in Gegenwart der Kinder besprochen, sodaß man sagen kann, fünf bis sechsjährige Kinder sind bereits in alle Geheimnisse des menschlichen Lebens eingeweiht. Die Eingebornen mögen ja denken, bei den kleinen Kindern wäre das alles belanglos und es schade auch nichts, wenn 8—10jährige Kinder Genußmann und -frau spielten. Ob aber nicht die relative Unfruchtbarkeit der Eingebornenfrauen in diesen Spielen ihren Grund hat? Man fand nichts darin, wenn die der Geschlechtsreife sich nähernden Mädchen im Walde Hütten bauten und des Nachts die Besuche ihrer Freunde darinnen empfangen. In dieser Zeit, wenn die Wogen des Geschlechtstriebes sich entfesselten, versuchte man durch pénenau einzudämmen, was man früher in hirnverbrannter Dummheit eingerissen hatte. Natürlich ohne Erfolg. Man wußte sich für das lebensstrogende Mädchen keinen andern Rat als es rasch zu verheiraten. Da das junge Weib noch zu klein und schwach war, um Kinder zu gebären, so trieb man 3—4 Jahre lang sich einstellenden Leibessegens ab. Ein Teil der Frauen ernteten schon bei der ersten Abortion absolute Unfruchtbarkeit, andere gebären 2—3 Kinder und dann war es auch bei ihnen aus. Das sind die Folgen der freien Erziehung.

Dem entsprach auch das eheliche Leben. Das junge Weib wechselte den Mann ein paar Mal, oder legte sich Freunde zu. Das Verhältnis wurde erst dann besser, wenn einige Kinder da waren. Ein schöner Zug bei den Eingebornen ist, daß sie streng darauf halten, daß die Schamteile verhüllt sind. Es war ja herzlich wenig genug was sie an hatten, trotzdem dünkten sie sich bekleidet und sprachen mit Verachtung von denen, die splitternackt herumliefen. Es badeten auch nie Männer und Frauen zusammen und Frauen immer an abgelegenen Stellen.

Besseren Erfolg haben die Eingebornen in ihrer Erziehung zur Redlichkeit, das Eigentum des Nächsten wird geachtet. Es mögen ja auch hier sehr natürliche Umstände mitwirken. Die Habe des Eingebornen ist nicht groß, jedes einzelne Stück kennt er ganz genau. Er zählt seine Schätze nicht, er prägt sich aber ihre besonderen Abzeichen ein; wird ihm ein Gegenstand entwendet, so erkennt er ihn sofort wieder sowie er ihm zu Gesicht kommt. Ferner da der Verkehr früher über die Nachbardörfer kaum hinausging, so ging es auch nicht gut, gestohlene Sachen schnell weiter zu verhandeln. Größere Sachen waren zudem landbekannt. Einbruchdiebstähle sind überhaupt unbekannt, in ein verschnürtes Haus drang niemand ein. Die bessern Wertsachen trug man allerdings immer bei sich. Dagegen kommen Feld- und Baumdiebstähle öfters vor, waren z. T. fast Regel. Der Taro oder Kokosnuß kann man es nicht so sicher ansehen, ob sie aus dem eigenen oder fremden Feld ist, es müßte denn eine besondere Sorte sein und die ließ der Dieb natürlich stehen.

Der Dieb wurde mit nau bibinau (Diebsgesicht) oder nau boata (Mausgesicht) gebrandmarkt, da indessen kein einziges Verbrechen irgendwelche gesellschaftliche Nachteile im Gefolge hat, so macht das Scheltwort nau boata nicht viel aus. Doch flößte man den Kindern von Jugend auf Respekt vor dem Eigentum des Andern ein. „Das sind die Sachen anderer Leute“ (lounena ngan). Da wußte das Kind, daß das lounena ngan unter keinen Umständen zu haben war. War ein Eingeborner auf irgendeine Sache verpflichtet, so zahlte er doppelte und dreifache Preise, oder er erpreßte sie durch Zauberei, aber er dachte nicht daran sie zu stehlen. Der Diebstahl fing erst an, als der Weiße mit seinen vielen Sachen kam und der Eingeborne merkte, daß der Weiße seine Sachen nicht übersehen kann. Doch wirkten bei den Diebstählen bei den Weißen auch noch andere Momente mit, die ich am Schlusse noch besprechen möchte. Einer Untugend begegnete man bei den Eingebornen öfter, sie behielten verlorene und vergessene Gegenstände für sich. Da konnte sie Niemand des Diebstahls bezichtigen. Mit Diebstahl ist Bettlerei verwandt. Bettlerei ist den Eingebornen unbekannt. Man bittet wohl um ein Blatt Tabak zu einer Zigarre oder ein Betelprimchen (Betelnuß mit Pfefferblatt), nicht aber um Nahrungsmittel. Wenn man merkt, daß die Hausfrau Vorbereitungen

zum Essen trifft, entfernt man sich. Eltern, die auf Anstand sehen, achten sehr darauf, daß ihre Kinder sich rechtzeitig entfernen, denn das Schimpfwort: *mataló totó* = begehrlisches Auge ist auch kein Ruhm. Es gibt ja Leute, die mit feiner Nase jede Gelegenheit bei der es etwas zu ergattern gibt herauswittern, die sind jedoch dickfellig genug das Kompliment: *matamlo toto* nicht übel zu nehmen. Durch Krankheit oder Wunden Erwerbsunfähige erhalten immer von der Familie Unterstützung. Sie mögen nicht im Ueberflusse leben, sind aber auch nicht auf die Mildtätigkeit anderer Leute angewiesen. Bei den biblischen Geschichten, die von Bettlern handeln, muß den Eingebornen immer das Bettelwesen der Kulturwelt erklärt werden.

Der Eingeborne kannte früher auch keine **Geschenke**. Alle Sachen von Wert wurden gekauft, gab man sich bei besonderen Gelegenheiten **Geschenke**, so erfolgten Gegengeschenke von gleich hohem Werte, geborgte Sachen wurden mit Mietzins zurückgegeben. Einer der allerersten Beamten der Neu Guinea Co. erzählte mir, daß in der Anfangszeit die Eingebornen auf jedes Geschenk eine Gegengabe brachten. Der Geschenke wurden aber allmählich zuviel und sie merkten auch, daß der Weiße keinen Wert auf ihre Gegengeschenke legte, denn das was der Weiße wünschte brachten sie doch nicht. Da unterließen sie es Gegengaben zu bringen und — fingen auch an zu betteln.

Fassen wir das, was über Erziehung bei den Eingebornen zu sagen ist, noch einmal kurz zusammen: Der Eingeborne erzieht seine Kinder zu (nach seinen Begriffen) anständigen Menschen. Er begnügt sich mit äußerem Schliff, Hauptsache ist ihm, daß durch seine Familienglieder der Friede im Dorfe nicht gestört werde. Dazu gehört, daß das Eigentum des Nächsten, vor allem die Weiber nicht angetastet werden. Erziehung zu Gehorsam kennt der Eingeborne nicht. Er verlangt ihn wohl auch, aber er hat nicht die Energie, seinen Willen dem widerstrebenden Kindeswillen entgegenzusetzen. Vor Schwierigkeiten schrickt der Eingeborne zurück, dazu ist seine Natur zu weich. Neben dieser Weichheit besteht aber ein starker **Eigenwille** und **Selbsthochschätzung**, die ein Erziehen des **freien** Eingebornen durch Dritte sehr schwierig macht.

Ich könnte hier füglich Schluß machen, aber ich kann mir denken, daß der vorstehende Aufsatz manches Achselzucken bei den verehrten Lesern hervorrufen wird. Denn das, was ich hier schilderte, stimmt durchaus nicht mit den Nachrichten, die immer und immer wieder aus den Kolonien kommen. Das weiß ich selbst sehr gut, ich bitte daher um Erlaubnis, noch ein aufklärendes Schlußwort anfügen zu dürfen.

In der Voraussicht, daß der Aufsatz Entgegnungen finden wird, bemerkte ich gleich am Eingang fettgedruckt: **so wie uns der Eingeborne in friedlichen Verhältnissen erscheint**. Ich darf auch schreiben, ich bin

nicht allein ein Schönfärber, in der Literatur der Kolonialreisenden finden sich manche Kapitel, die ähnliche Bilder malen und — die sich nachher oft als Verzeichnungen herausstellen. Dr. O. Finsch nennt z. B. in seinem Buche: „Samoafahrten“ die Inselgruppen in und um Friedrich-Wilhelms-haven „den Archipel der „glücklichen“ oder „zufriedenen“ Menschen“. Er fand friedliche Verhältnisse vor, die Eingebornen kannten die Weißen so weit, daß sie sich sagten, der Verkehr mit ihnen könne für sie nur von Nutzen sein und so zeigten sie sich von ihrer liebenswürdigsten Seite. Für den Empfang, den Herr Dr. Finsch fand, hat er mit dem Namen: „Archipel der glücklichen Menschen“ nicht zu viel gesagt. Nach knapp 30 Jahren sieht es im „Archipel der glücklichen Menschen“ ganz anders aus. Wir stehen vor Dorfruinen, die Bewohner, die „glücklichen Menschen“, mußten von der Regierung deportiert werden, weil sie das Leben der Weißen gefährdeten. Und dabei widerfuhr den „glücklichen Menschen“ weiter keine andere Unbill, als daß sie sich mit ihrem Land etwas einschränken mußten und daß sie zu Frohndiensten, an Stelle von Steuerabgaben, herangezogen wurden. Es werden dies nicht die einzigen Gründe zu ihren Aufständen gewesen sein, sie werden wahrscheinlich sagen: wir sind die Nachbarschaft der Weisen überdrüssig, sie beengen uns nicht nur räumlich, wir können in unseren alten Sitten nicht so leben wie früher. Von ihrem Standpunkte aus sind sie auf jeden Fall im Recht. Andererseits aber kann der Eingeborne nicht verlangen, daß man um seinetwillen die im Lande vorhandenen Werte nutzlos liegen läßt. Er tut das auch nicht, es kommt nur darauf an, daß seine Rechte gewahrt werden. Die Rechte des Eingebornen dürfen nicht nach dem Recht des Weißen geformt werden, die Kultur und Humanität muß es fertig bringen dem Eingebornen sein Recht zunächst ungeschmälert zu lassen, bis er kulturell und geistig so weit gehoben ist, daß er von selbst das Recht der Weißen annimmt. Dies geschieht am besten dadurch, wenn Regierung und Mission Hand in Hand arbeiten, jede für sich, der Missionar als Lehrer, die Regierung als Hüterin, keiner gegen den andern, sondern beide mit dem Ziel: die sittliche und kulturelle Hebung des Eingebornen.

Es gelingt am besten, wenn die Mission die Pionierarbeit hat, wenn sie vorher den Eingebornen so weit bringt, daß er alle alten Sitten und Gebräuche, die der Hebung der Leute entgegenstehen, von selbst fallen läßt. Wie sie das fertig bringt ist eine Sache für sich, die nicht hierher gehört, es sei genug, daß sie die Eingebornen von allem Hemmenden frei macht. Ohne daß der Weiße es ahnt, stößt er an die Sitten der Leute an. Der Pflanzer will z. B. in einem neuen Gebiete, wo die Eingebornen die Weißen noch nicht kennen, Wald schlagen lassen. Ein Stück davon gilt als Geisterplatz, den die Eingebornen sich zu betreten fürchten. Der Weiße ärgert sich über die Störung und drängt zur Fortsetzung der Arbeit,

der Eingeborne läßt sich zwar zwingen, aber den nächsten Todesfall führt er auf die Verlegung des Geisterplatzes zurück und damit kann das Unglück fertig sein. Der Eingeborne hat nun das Recht der Rache. Durch die Mission dagegen lernt der Eingeborne, daß es mit den Geistern nichts ist, ohne Weiteres betritt er einen früher gemiedenen Platz.

Oder der Pflanzer ist bei Eingebornen, die ihr Geisterfest feiern. Diese Feste nehmen Monate in Anspruch, während dieser Zeit schaffen die Leute nichts für sich, noch weniger haben sie Zeit für den Weißen und der Pflanzer ist einfach zum Nichtstun gezwungen. Wir Missionare haben oft genug mit solchen Widerwärtigkeiten zu kämpfen gehabt, ich kenne das aus eigener Erfahrung. Doch wir waren nicht darauf angewiesen Kokosnüsse zu pflanzen, wir mußten eben liegen lassen was nicht zu machen war. Aber ich kann mir darnach denken, in welche Ungelegenheiten ein Pflanzer, der auf die Eingebornen angewiesen ist, durch deren Sitten kommen kann. Und das ist überall so. Die Eingebornen kommen mit ihrer alten, von den Urvätern überkommenen Weise mit der eindringenden Kultur nicht in gleichem Schritt vorwärts. Hat der Weise die Macht, dann krepelt er ihnen ihre Sitten und Bräuche einfach um. Hat er aber die Macht nicht, so steht der Eingeborne gegen den Weißen auf. Glaubt er sich stark genug, so macht er kurzen Prozeß und schlägt den Weißen tot, kennt er aber bereits die Macht der Weißen, dann greift er zu dem Mittel, das er seinen Geistern und Göttern gegenüber (vor denen er sich auch nicht helfen kann) anwandte, er greift zu List, Verschlagenheit und Betrug. Da haben wir dann keinen freundlichen, höflichen Menschen mehr, sondern den beleidigten Wilden, der dem Fremdling (= Weißen) allen möglichen Tottun anzutun sucht. Und das ist wohl meist das Verhältnis zwischen den Weißen und freien Eingebornen, denn viele Weiße sehen im Eingebornen leider immer noch den Packesel der Weisen. Es geht aber auch hier nach dem Sprüchwort: wie es in den Wald hineinschreit, so schreit es wieder heraus. Kommt man dem Eingebornen freundlich entgegen, trägt man seinem Bildungsstand und seinen Anschauungen Rechnung, so ist der Eingeborne auch freundlich und höflich. Merkt aber der Eingeborne, daß ihn der Weise verachtet, dann hat er auch nichts für ihn übrig. Es kann in unserer Südseekolonie nicht geklagt werden, daß die Eingebornen schlecht behandelt würden. Zweifelhafte Kulturträger hat die Kaiserliche Regierung ausgewiesen und die Pflanzer wissen, daß sie ohne die Eingebornen nichts machen können, daß sie auf jeden Fall mit ihnen auskommen müssen. Man ist mit den Leistungen der Kontraktarbeiter auch meistens zufrieden, denn die Leute sind anständig. Es ist ein gewaltiger Sprung, wenn man darüber nachdenkt: Vor 30 Jahren arbeiteten die Väter noch mit Steinwerkzeugen, heute stehen die Söhne als Setzer in Druckereien, als Führer in Motorbooten, als Gehilfen in Kauf-

läden, als Schreiber in Büros. Das was beklagt wird ist der Mangel an Arbeitern und dem kann nur abgeholfen werden, indem Frieden im Lande geschaffen wird und die Leute angehalten werden, die natürliche Zunahme der Bevölkerung nicht mehr zu verhindern. Ebenso kann durch Krankenpflege viel gegen die große Sterblichkeit geschehen.

Den Erfolg all dieser Maßnahmen wird man allerdings erst nach Jahren sehen, aber die Regeneration eines Volkes läßt sich nicht von heut auf morgen durchführen. Das Menschenkind braucht 20 Jahre bis es sich zu einem Menschen entwickelt hat, einem heruntergekommenen Menschenstamm muß man ohne weiteres ein paar Jahre mehr zu seinem Emporkommen lassen. Es sind gute Anlagen vorhanden, mehr als man gemeiniglich erwartet, möge es dem deutschen Volke gelingen, sich in seinen Kolonien gleichwertige Mitbürger zum gemeinsamen Wohle zu erziehen.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Abhandlungen der Naturhistorischen Gesellschaft Nürnberg](#)

Jahr/Year: 1913

Band/Volume: [20](#)

Autor(en)/Author(s): Bamler G.

Artikel/Article: [Beilage zur Festschrift: Pädagogik der Tami. 1-24](#)